

(Nachdruck verboten.)

96]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Alle Lächeln und Claudine antwortete:

„Freilich, Maurice! Großvater Bonnaire hat mir oft davon erzählt, und Du solltest die Geschichte am besten kennen, denn Dein Urgroßvater, der große Morfain, wie man ihn noch heute nennt, war der letzte, der das Feuer als Geld mit der Strafe seiner Arme bekämpfte hat. Er lebte da oben auf dem Berge in einer Höhle, kam niemals zur Stadt herunter und machte jahraus jahrein über seinen riesigen Ofen, das Ungetüm, dessen Ruinen noch oben auf der Berglehne wie die eines verfallenen alten Schloßturms liegen.“

Maurice hörte mit weitgeöffneten Augen und mit dem leidenschaftlichen Interesse eines Kindes zu, dem man ein Zaubermärchen erzählt.

„Freilich, Großvater Morfain hat mir schon von seinem Vater und von dem ungeheuer hohen Ofen erzählt. Aber ich glaube immer, er habe das nur erfunden, wie viele andre Geschichten, die er uns erzählt hat, um uns zu unterhalten. Es ist also wahr?“

„Gewiß ist es wahr!“ sagte Claudine. „Hoch oben waren Arbeiter, die Wagen mit Coaks und mit Erz in den Ofen hineinschütteten, und unten waren andre Arbeiter, die unaufhörlich mit großer Sorgfalt über das Ungeheuer wachten, damit nicht eine Verdaunungsstörung eintrete, die sehr böse Folgen für die Arbeit hätte haben können.“

„Und das dauerte so an die sieben oder acht Jahre,“ sagte Céline, „sieben oder acht Jahre lang brannte das Ungetüm fort, ununterbrochen flammend wie ein Vulkan, ohne daß man es hätte auch nur ein wenig auskühlen lassen dürfen, denn wenn es sich auskühlte, so war das ein großer Verlust, man mußte ihm den Leib öffnen, ihn reinigen und fast das Ganze wieder neu aufbauen.“

„Du kannst Dir also vorstellen, Maurice,“ sagte wieder Claudine, „daß der große Morfain, Dein Urgroßvater, ein hartes Leben führte, wenn er sieben oder acht Jahre lang ununterbrochen das Feuer bewachen mußte, abgesehen davon, daß man alle fünf Stunden mit einem Feuerstiel ein Loch bohren mußte, um das geschmolzene Metall auslaufen zu lassen, das dann herauschoß wie ein Feuerstrom und einem die Haut briet, wie einer Ente am Spieß.“

Die Kinder, die bis jetzt mit offenem Munde zugehört hatten, brachen in helles Lachen aus. O, eine Ente am Spieß, der große Morfain, der gebraten wurde wie eine Ente, das war lustig!

„Na,“ sagte Ludovic Voisgelin, „damals muß das Arbeiten kein Vergnügen gewesen sein. Die Menschen müssen sich da ja schrecklich geplagt haben!“

„Freilich,“ sagte seine Schwester Mine. „Ich bin froh, daß ich erst jetzt zur Welt gekommen bin, denn jetzt ist die Arbeit eine Unterhaltung.“

Maurice schwiegen nachdenklich, offenbar die wunderbaren Dinge, die er eben gehört hatte, in seinem kleinen Kopfe hin und her drehend. Endlich sagte er:

„Einerlei, er muß ungeheuer stark gewesen sein, der Vater vom Großvater, und wenn es uns heute besser geht, so ist es vielleicht eben deshalb, weil er sich einmal so sehr geplagt hat.“

Lucas, der bisher bloß lächelnd zugehört hatte, war von diesem Augen Ausspruch entzückt. Er hob den Knaben auf und küßte ihn auf beide Wangen.

„Du hast recht, mein Junge. Ebenso werden, wenn Du Dein Leben lang ordentlich arbeitest, Deine Urenkel noch glücklicher sein. Du siehst, man wird schon heute nicht mehr gebraten wie eine Ente.“

Auf seine Anordnung wurde die Batterie der elektrischen Ofen wieder in Thätigkeit gesetzt. Mit einer kleinen Handbewegung schlossen oder unterbrachen Claudine und Céline den Strom. Die Ofen wurden gefüllt, der Schmelzprozeß vollzog sich, und alle fünf Minuten entführte die kleine Rollbahn zehn mit glühend-flüssigem Inhalt gefüllte Gußmolden. Die Kinder wollten selbst den Mechanismus in Thätigkeit

setzen, und man erlaubte es ihnen. Welch frohe, leichte Arbeit im Gegensatz zu der schon legendarischen des großen Morfain, von der man wie von der peinlichen Berrichtung eines gefesselten Riesen aus uralter Zeit sprach!

Plötzlich tauchte eine Erscheinung auf, vor der die umherstreifenden Kinder davon stoben wie vor einem Gespenst. Lucas sah Voisgelin am Eingang der Werkstatt stehen, vorsichtig hineinspähend, die Arbeit mit dem mißtrauischen, strengen Blick eines Herrn überwachend, der immerfort fürchtet, von seinen Leuten betrogen zu werden. Man begegnete ihm oft so an den verschiedensten Punkten der Werke, verzweifelt, daß er ihren gewaltigen Bezirk nicht gleichzeitig überblicken konnte, rastlos umhergetrieben durch den Gedanken an die Millionen, die er täglich verlor, weil er nicht im stande war, die Thätigkeit aller dieser Leute zu kontrollieren, die ihm Milliarden einbrachten. Es waren ihrer zu viele, er konnte sie nicht alle übersehen, er erlag unter der übermenschlichen Aufgabe, ein unermessliches Vermögen richtig zu verwalten, dessen Last ihn erdrückte, als ob der Himmel auf seinem Kopfe läge. Er war so abgehärmt, so erschöpft von dem unaufhörlichen, ziellosen Umherstreifen, daß Lucas, von tiefem Mitleid bewegt, auf ihn zuging, um ihn womöglich zu beruhigen und zum Nachhausegehen zu bewegen. Aber Voisgelin war auf seiner Hut, er sprang zurück, sowie er Lucas erblickte, und eilte laufend davon.

Der Morgenrundgang war beendet, und Lucas wandte sich seinem Hause zu. Seitdem seine Arbeitsstadt so groß geworden war, konnte er nicht mehr alles sehen, er wanderte nur gemächlich durch diesen oder jenen Teil ihres weiten Bezirkes, ein ausrunder Schöpfer, der beglückt sieht, daß seine Schöpfung sich von selbst vermehrt und immer mehr ausbreitet. An diesem Nachmittag hielt er sich noch eine kurze Weile in den Centralmagazinen auf und ging dann gegen Abend zu den Jordan, um dort eine Stunde zu verbringen. In dem kleinen Salon, dessen Fenster auf den Park sahen, fand er Soeurette im Gespräch mit dem Lehrer Hermeline und dem Abbé Marle, während Jordan, in eine Decke gehüllt, auf einem Sofa lag und, nach seiner Gewohnheit, schweigend und gedankenvoll in die untergehende Sonne blickte. Der lebenswürdige Doktor Robarre war nach einer Krankheit von nur wenigen Stunden inmitten der Rosen seines Gartens gestorben, nur das einzige bedauernd, daß er nicht die volle Verwirklichung all der schönen Dinge miterleben konnte, an die er anfangs nicht hatte glauben wollen. Soeurette sah daher nur noch den Lehrer und den Pfarrer bei sich, wenn diese nach einem mehr oder minder langen Zwischenraum wieder einmal aus alter Gewohnheit bei ihr zusammentrafen. Hermeline, nun siebzig Jahre alt und pensioniert, verlebte den Abend seines Daseins voll Bitterkeit und Zorn gegen alles, was um ihn her vorging. Und er warf dem um fünf Jahre älteren Abbé Marle Lauheit vor, der sich in leidende Würde, in immer stolzeres Schweigen hüllte, je mehr er seine Kirche sich leeren sah.

Eben als Lucas neben Soeurette Platz nahm, die still, sanft und geduldig, wie immer, zuhörte, begann der Lehrer, immer noch derselbe fanatische, beschränkte Republikaner, der er gewesen war, dem Priester Wortwürfe zu machen und ihn ungestüm vorwärts zu drängen.

„So helfen Sie mir doch, helfen Sie mir doch, Abbé, da ich daselbe sage wie Sie! Die Welt muß zu Grunde gehen, wenn man bei den Kindern die Leidenschaften züchtet, die schädlichen Pflanzen, die wir, die Erzieher, einst auszurotten bestrebt waren. Wo soll der Staat gehorsame, zu seinem Dienst geeignete Bürger hernehmen, wenn man den anarchischen Individualismus zügellos walten läßt? Wenn wir, die Männer der Vernunft und der Methode, nicht die Republik retten, ist sie verloren.“

Seitdem er sich einbildete, die Republik gegen die verteidigen zu müssen, welche er die Socialisten und Anarchisten nannte, war er zur Reaction übergegangen und hatte sich mit dem Priester in dem Hass gegen alles vereinigt, was sich ohne ihn, außerhalb seiner beschränkten jacobinischen Formel, befreite.

Mit steigender Heftigkeit fuhr er fort:

„Ich sage Ihnen, Abbé, Ihre Kirche wird demoliert werden, wenn Sie sich nicht verteidigen. Ihre Religion war

Musikalischer Hochsommer.

allerdings nie die meinige. Aber ich habe immer die Notwendigkeit einer Religion für das Volk anerkannt, und der Katholicismus war unleugbar eine ausgezeichnete Regierungsmaschine. Rühren Sie sich doch! Wir sind jetzt mit Ihnen; es wird noch immer an der Zeit sein, uns auseinanderzusetzen, wenn wir erst gemeinsam die Seelen und die Körper wiedererobert haben.“

Der Abbé Marle schüttelte lange schweigend den Kopf. Er diskutierte nicht mehr, ereiferte sich nicht mehr. Endlich sagte er langsam:

„Ich thue meine volle Pflicht, ich bin jeden Morgen am Altar, auch wenn meine Kirche leer ist, und bete zu Gott, daß er ein Wunder thue. Er wird mein Gebet erhören, wenn er es für gut findet.“

Das brachte den Lehrer vollends außer sich.

„Sie müssen ihm helfen, Sie müssen ihm helfen, Ihrem Gott! Es ist Schwachmut, thatlos alles über sich ergehen zu lassen!“

Soeurette glaubte jetzt eingreifen zu sollen. Vächelnd, voll Nachsicht für diese Besiegten, sagte sie:

„Wenn der gute Doktor noch da wäre, würde er Sie bitten, nicht so eines Sinnes zu sein, da Ihre Einmütigkeit Ihren Streit verschärft. Sie betriben mich sehr, liebe Freunde, ich hätte so sehr gewünscht, daß Sie, wenn Sie sich auch nicht gerade zu unsern Ideen bekehren, doch wenigstens die Thatsachen anerkennen, doch wenigstens etwas von dem vielen Guten zugeben, das hier geschaffen worden.“

Die beiden hatten für sie, die Gute, die Heilige, große Verehrung bewahrt, und ihre Anwesenheit in diesem kleinen Salon, im Herzen der neuen Stadt, bewies, welche Anziehung sie noch immer auf sie ausübte. Sie gingen sogar so weit, die Nähe Lucas' zu ertragen, des siegreichen Widersachers, der es übrigens zartfühlend vermied, sich angesichts des schmerzlichen und heftigen Todeskampfes der alten Welt irgend ein Gefühl des Triumphes anmerken zu lassen. Auch heute hörte er ohne Einwendung zu, wie Hermeline alles, was er geschaffen hatte, wütend weglegnete, weil es Erfolg gehabt hatte. Es war das letzte Aufbäumen des Autoritätsprinzips gegen die individuelle und sociale Befreiung des Menschen; der allmächtige Staat hier, die allmächtige Kirche dort, die einander die Völker abzujagen versucht hatten, fanden sich zu ihrer Wiedereroberung einträchtig zusammen, im Augenblick, wo sie sahen, daß diese Völker sich anschierten, die politischen ebenso wie die religiösen Sklavenfesseln abzuschütteln.

„O, wenn Sie sich besiegt geben, Abbé,“ rief Hermeline noch aus, „dann ist wohl alles aus, dann bleibt mir nichts als zu schweigen, gleich Ihnen, und in meinem Winkel zu sterben!“

Wieder schüttelte der Priester den Kopf in traurigem Schweigen. Dann aber sagte er noch einmal:

„Gott kann nicht besiegt werden, und unsre Sache liegt bei Gott.“

Langsam senkte sich die Nacht auf den Park herab, der kleine Salon erfüllte sich mit Dunkelheit, und alle schwiegen eine lange Weile. Ein Hauch von Schwermut wehte durch das Gemach, die Schwermut der sinkenden Vergangenheit. Der Lehrer erhob sich und nahm Abschied. Als dann auch der Abbé sich zum Gehen anschaute, wollte ihm Soeurette unauffällig den Geldbetrag in die Hand drücken, den sie ihm bei jedem seiner Besuche für seine Armen gab. Aber der Priester wies dieses Almosen, das er seit vierzig Jahren regelmäßig in Empfang genommen hatte, zurück, indem er in seiner leisen, langsamen Weise sagte:

„Nein, danke, Fräulein, behalten Sie das Geld, ich wüßte nicht, was ich damit machen sollte. Es giebt keine Armen mehr.“

Welch' ein Wort für Lucas: es giebt keine Armen mehr! Sein Herz sprang hoch auf in seiner Brust. Keine Armen, keine Hungernden mehr in diesem Beauclair, in dessen unglücklicher Arbeiterbevölkerung einst so entsetzliches Elend geherrscht hatte! So schlossen sich denn alle schredlichen Wunden des Lohnflaventums, so sollte denn die Armut und mit ihr die Schande und das Verbrechen verschwinden! Daß die Arbeit in gerechter Weise eingerichtet wurde, hatte schon genügt, um eine bessere Verteilung des Reichthums herbeizuführen. Und wenn erst die Arbeit der Ehrenschnack, die Gesundheit, die Freude der Menschen geworden sein wird, dann wird ein einziges brüderliches, friedliches Volk das Reich des Glücks bewohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das sociale und juristische Unheil, das in einzelnen Bestimmungen der nunmehr beendeten „Landestruer“ lag, ist am geeigneten Ort das Nötige gesagt worden. Im Rahmen eines Kunstreferats geziemt es sich, hinzuzufügen, was darüber noch vom Standpunkte der Kunst zu sagen ist. In vielen Kreisen hat man wahrscheinlich keine rechte Ahnung davon, unter welch traurigen Verhältnissen die allermeisten Mitglieder der gewöhnlichen Bühnen, namentlich die weiblichen, ihren künstlerischen Beruf ausüben — wohl gemerkt: wenn sie es nach langem Ringen mit materiellen, socialen und künstlerischen Schwierigkeiten überhaupt zu einer Vethätigung im Beruf, also zu einem „Engagement“, gebracht haben. In jenen Kreisen hat man wahrscheinlich auch davon keine Ahnung, welches Aufbietens von Kräften es bedarf, um innerhalb solcher Verhältnisse nun auch wirklich künstlerisches zu leisten. Möglich ist dies überhaupt nur, wenn für die geforderten Leistungen so viel Kraft, Freiheit und Aussicht zur Verfügung steht, daß die Leistung des Einzelnen oder einer Gesellschaft sich über die Forcierung des Augenblicks hinaus wahrhaft entwicklungsfähig kann. Werden nun durch Schicksale wie die erwähnten diese Kraft, Freiheit und Aussicht gehemmt, so ist — und zwar auch über die so und so viel Tage des Eingriffes hinaus — eine solche Entwicklung erst recht unmöglich gemacht, zumal in den ohnehin so beschränkten Umständen eines Sommer-Theaters. Ganz besonders schlimm ist dabei die Störung eines Faktors, von dem in weit höherem Maße, als man so obenhin weiß, jene Entwicklung abhängt. Der Content in künstlerischen Schaffen, Ferien, vorausbestimmte Ferien sind für den Rhythmus eines künstlerischen und überhaupt eines Berufslebens dringend nötig; unvernutzte Ferien, mitten in den Eifer der Arbeit hinein, sind das Gegenteil davon.

Dem Kritiker obliegt dann die schwere Aufgabe, im Gewissenskonflikt zwischen der Einsicht in künstlerische Minderwertigkeiten und der Pflicht des Einstehens für das gehemmte Künstlerium nach beiden Seiten ausgleichende Gerechtigkeit zu üben. Mit diesem Gedanken besuchten wir am Tage der Wiederaufnahme der Theaterthätigkeit, vorgeföhrt, die Sommeroper von Zimmermann und Schramm im Berliner Theater, die anscheinend nur mit besonderer Mühe vor einem frühzeitigen Ende bewahrt werden konnte. Und gerade diesmal galt es ein weit über die Kräfte einer solchen Operngesellschaft hinausliegendes Stück, das Hauptwerk des Großmeisters aller musikalisch-dramatischen Umatur. Meyerbeers „Hugenotten“. Wir brauchen heute über diese Produktion eines geradezu grandiosen, mit aller „Gewissenhaftigkeit“ und mit bewunderungswürdiger musikalischer Illustration ausgeführten Kunstschwunders wohl kein weiteres Wort verlieren. Jedenfalls aber sollte, wenn das Werk nun einmal aufgeführt wird, seine Weise auch voll auf gewahrt werden. Dazu gehören in erster Reihe die Obliegenheiten der Regie. Jene Sommeroper besitzt nun weder genügend Personal, um all diese bei Meyerbeer und seinem Komploten, dem „Dichter“ Scribe, durchaus wichtigen Pagen und Nonnen und Zigeuner usw. vorzuführen, noch auch einen den Umständen gewachsenen Regisseur. Herr Oscar Schramm, der sich gewiß nicht wenig Mühe gegeben und den 1., 2. und 4. Akt nicht übel herausgebracht hat, scheint nicht zu beachten, daß die erste Regiepflicht wohl die ist, dem Publikum die Vorgänge verständlich zu machen, und daß in der Operregie, in der ja die größte Schwierigkeit des Verstehens der Worte hinzukommt, für das Betonen des Wichtigsten und für klare Scenerie noch viel mehr gesorgt werden muß, als in der Schauspielregie. Daran fehlte es im dritten Akt gar sehr; wie konnte da z. B. die Verführung gegen das Leben Raouls klar werden? Zweitens soll eine Regie auch auf Natürlichkeit bedacht sein und z. B. den Soldatenchor in jenem Akt, mit dem „Mataplan“, nicht im Ueberbrettstil herunterföhren lassen. Ferner wird man unter den gegebenen Verhältnissen, bei einem Personal, dessen größter Teil vielleicht seit einer Woche nichts rechtliches zu nagen hatte, Kürzungen willkommen heißen. Aber den fünften Akt auf ein komisch wirkendes lebendes Bild von ein oder zwei Minuten Dauer zusammen zu streichen, ist doch zu arg; bei dem hochdramatischen, längst als eine ausnahmsweise Erhebung zu wahrhafter Kunst anerkannten Schluß des vierten Aktes hätte man es ruhig wagen können, den fünften ganz zu streichen. Und an wen außer der Regie sollen wir uns mit der Klage halten, daß im dritten Akt die „Schreiberwiese“ keine Wiese und im vierten die Saaldecoration aus dem 16. Jahrhundert wieder mal einen Rococoraum darstellte?

Das Orchester (aus dem Winterbestand des Theaters des Westens genommen) bewährte sich entsprechend der schwierigen Aufgabe: es reichte nur eben an die hier zu fordernde Feinheit des Zusammenspiels und Virtuosität im einzelnen nicht heran. Herr Kapellmeister Würke wird seinen Ruhm von der Dessenlichkeit, der ihm jetzt schon geböhrt, wohl erst dann erhalten, wenn er eben der angesehenere Name geworden sein wird, zu dem er das Zeug hat.

An die Solo- und Ensemble-Leistungen aller Sänger läßt sich nicht nur der Sommerabsatz, sondern auch der Maßstab eines Vergleichs mit der Oper unter den Linden anlegen. Geradezu eine Entdeckung war, wenn ich mich in meiner Unbekanntschaft mit diesem Künstler nicht täusche, Herr Robert Wiberti als Gast in der Rolle des Soldaten Marcel. Seit dem Aufstehen des Italiensers Rimondi aus der Sembrich-Truppe erinnere ich mich keines solchen Vahphaenomenes, wie es Herr Wiberti ist. Das war einmal ein wirk-

licher, an Stimmklang „bieder“ basso profundo! In der Darstellung mag dieser Sänger ganz wohl noch etwas mehr Charakteristik wagen. Der andre berühmtere Gast, Herr Werner Alberti, war als Raoul der Altbekannte; eine nicht ganz schöne Vokalisation ist ihm bereits eigen, ein häufiges hartes Anschlag des Tons ist wohl auf die Note der einen Aufführung zu setzen. Von den beiden andern Tenoren, Georg Clemens und Theodor Jäger, jener als Labanne gut von Stimme, und flau von Haltung, dieser als Bois Rossé der typische halbgebildete Sänger, der „flöht“, statt zu singen. Der Bass Clemens Schmidt als St. Bris erhob sich gegen Ende zu einer würdigen Charakterleistung; der Bariton Hermann Ganzer war für die Rolle des Nebers dem doch zu gering. Die Frauenrollen waren im ganzen so gut durchgeführt, daß wir ihre Trägerinnen einfach mit Ehren nennen; und zwar in erster Reihe, als Iryischen Sopran, Gertrud Careni (Margarete); in zweiter Reihe, als dramatischen Sopran, Margarete König (Valentine); in dritter Reihe, als heiteren Iryischen Sopran, Käthe Meyer (Page Urban); und selbst eine ungenannte Ehrendame sei als gut erwähnt.

Es geht also derzeit in der Berliner Musik zum mindesten recht lebhaft zu. Uebermorgen will die Morwigo-Oper, zu unsrer besonderen Freude, uns wieder einmal das süß-schöne Zauberhorn Oberons ertönen lassen. Und morgen feiert ein Mann seinen 85. Geburtstag, dessen wir seit 17 Jahren uns schwerlich mehr näher erinnern haben. Zwischen 1808 und 1884 waren die Wilses-Konzerte ein wichtiges Stück von Berlins Lokalruhm und Weltruhm. Das „Königshaus“, ihre hiesige Stätte, jetzt in irgend eines der großen Geschäftshäuser verwandelt, ist bereits vielen von uns nur mehr ein Name. Im Ausland klingt Wilses Name vielleicht noch länger fort, nicht nur wegen der Reisen, die er mit seinem Orchester erst aus seiner Geburtsstadt Liegnitz, dann aus Berlin unternahm, sondern gerade auch wegen seiner Bedeutung für Berlin. Am 17. August 1816 geboren, 1840 in Liegnitz Stadtmusikus geworden, 1884 als „Hofmusikdirektor“ in die heimische Nähe zurückgekehrt, so genießt Hermann Wilses morgen die Ehren eines Jubeljahres, die ihm gewiß jeder gönnt, der gerne über die Vergänglichkeiten in der Kunstgeschichte hinausdenkt. —

sz.

Kleines Revueletton.

bt. Auf dem internationalen Zoologenkongress kam es am Donnerstag in der Sektion für allgemeine Zoologie zu recht lebhaften Verhandlungen. — Professor Schenk aus Wien entwickelte seine Theorie über die Bestimmung des Geschlechts, die auf einer Beeinflussung des Stoffwechsels beruht. Nach ihm ist das Geschlecht des zukünftigen Individuums bereits im unbefruchteten Ei bestimmt und deshalb muß man die Behandlung schon zu einer Zeit vornehmen, zu der das Ei noch in seiner Entwicklung begriffen ist. Die Behandlung richtet sich auf eine Erhöhung des Eiweißgehaltes, wenn es zur Ausbildung eines männlichen Individuums kommen soll. Das Verfahren stellt demnach eine Art Abmagerungskur dar. Es beginnt ungefähr zwei Monate vor der Konzeption und dauert bis zum Ende des zweiten Monats der Schwangerschaft. Auf die Frage, wozu es nötig sei, auch auf das befruchtete Ei noch einzuwirken, wenn doch das Geschlecht bereits im unbefruchteten Ei bestimmt sei, blieb er die Antwort schuldig; er könne das nicht sagen, meinte er, doch wolle er auf diese zwei Monate vorfichtshalber nicht verzichten.

Uebrigens erregten seine Ausführungen nicht nur in dieser Beziehung Widerspruch. So erzählte er u. a., daß er zuerst zu seinen Ueberlegungen angeregt sei, als er als junger Student im Jahre 1863 oft nur die Wahl hatte, Futter für seine Seidenraupen oder für sich zu kaufen; er ließ die Raupen statt seiner hungern und bemerkte da, daß er nicht genügend Weibchen bekam. So kam er zuerst auf den Gedanken, daß eine gut ernährte Mutter ein Weibchen zur Welt bringt, eine schlecht ernährte dagegen ein Männchen. Eine solche Uebertragung von Beobachtungen an sehr niedrigen Tieren auf den Menschen wurde von verschiedenen Seiten sehr energisch zurückgewiesen, und allgemein kam die Auffassung zum Ausdruck, daß die Schenkschen Theorien und Schlüsse auf ganz ungenügendem Beobachtungsmaterial beruhen.

Nach einem andern Vortrag, der sich mit einem ähnlichen Thema befaßte, erregten die Ausführungen des Herrn v. Lucanus über die Höhe des Vogelfluges sehr allgemeines Interesse.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Vögel sehr hoch fliegen, und daß die Zugstrahlen der Zugvögel in beträchtlichen Höhen liegen. Herr v. Lucanus hat nun angeregt, bei Ballonsfahrten auf die begegnenden Vögel zu achten. Da hat sich denn herausgestellt, daß obige Meinung durchaus irrig ist. In einer Höhe von mehr, als 2000 Meter über dem Erdboden ist ein einziges Mal ein Vogel getroffen worden, und zwar in 3000 Meter Höhe ein Adler, der dem benachbarten Gebirge zuslog. Aber auch in Höhen, die 1000 Meter erreichen oder gar übersteigen, sind sehr selten vereinzelte Vögel getroffen worden, eine Lerche einmal in 1900 Meter Höhe, in 1400 Meter Höhe einmal zwei Raben obersträßen, in 900 Meter Höhe einmal zwei Störche und ein Bussard.

Um das Verhalten der Vögel in großen Höhen zu studieren, wurden mehrfach Vögel in Ballons nach oben mitgenommen und in

verschiedenen Höhen, bis zu 3000 Meter, ansgesetzt. Bei klarem Wetter gingen sie stets direkt nach unten; bei trübem Wetter jedoch umkreisten sie unruhig den Ballon, gingen dann aber, sobald sich in der unter ihnen befindlichen Wolkenschicht eine Lücke zeigte, durch welche die Erde sichtbar wurde, nach unten. Nach allem ist anzunehmen, daß die Vögel nur so hoch fliegen, daß sie sich durch den Ueberblick über die Erde bequem orientieren können, und daß sie daher stets unterhalb der untersten Wolkenschicht bleiben. Auch ihre gewöhnlichen Zugstrahlen werden verhältnismäßig niedrig liegen, vielleicht in 400 Meter Höhe über der Erde, jedenfalls nicht über 1000 Meter hoch. Doch ist es wünschenswert, die Versuche fortzusetzen, damit genauere Beobachtungen sich häufen. Der Redner empfahl, daß zur Zugzeit der Vögel von den biologischen Stationen aus Fesselballons aufgelassen würden, von denen aus man sicherlich zuverlässigere Beobachtungen erhalten würde, als von einem Standpunkt auf der Erde.

— Einen Fritz Reuter-Abend, verbunden mit einer Dialekt-Soiree, hatte am Mittwoch der Schauspieler Emil Richard im Belle-Alliance-Theater veranstaltet. Von Fritz Reuters Schöpfungen waren es Stellen aus „Länschen und Niemels“, „Alle Kamellen“ und „Saune Nite“, die der Recitator in höchstem Medtenburger Platt zum Vortrag brachte. Eine vielleicht noch größere Wirkung wurde aber durch den Vortrag der „Ostpreussischen Humoresken“ erzielt. Hier war Richard ganz in seinem Fahrwasser. „Schön Nöschchen“, „Amor am Postschalter“ und vor allen Dingen die vom Vortragenden selbstverfaßte Scene „Die Statuten des Centralvereins zu Stallpönnchen“ erregten allgemeine Heiterkeit. Jede der Mundarten war bis ins einzelne hinein ausgesprochen. Etwas störend wirkte das stellenweise zu stark aufgetragene Pathos. —

Physiologisches.

ss. Die Behaarung der menschlichen Finger hat in der Naturwissenschaft eine besondere Wichtigkeit. Darwin hat überhaupt seine berühmte Theorie wesentlich auf einen Vergleich der Behaarung beim Menschen und bei den höchsten Tierformen gestützt. Der Zoologe Walter Kidd veröffentlicht jetzt in der „Nature“ eine Reihe von Untersuchungen zu dieser Frage. Wenn man seine Finger betrachtet, so wird man auf dem ersten Blick, mit Ausnahme des Daumens, stets eine mehr oder weniger reichliche Behaarung entdecken. Auf den mittleren Gliedern sind Haare äußerst selten, während sie auf den Endgliedern, auf denen die Nägel sitzen, stets fehlen. Bei den Zehen ist es ganz ebenso. Besonders auffallend ist nun der Umstand, daß die Behaarung auf den mittleren Gliedern, der Finger und Zehen, wenn sie überhaupt vorkommt, am stärksten in der frühesten Kindheit des Menschen hervortritt, während sie im späteren Alter durch verschiedene Einflüsse gewöhnlich verschwindet. Auch die sonstige Eigenart der Behaarung beim Menschen kann am besten an kleinen Kindern studiert werden. Dadurch wird der Schluß nahegelegt, daß die Vorfahren des Menschen, die nach der Darwin'schen Lehre im Affengeschlecht zu finden sind, wahrscheinlich eine Behaarung auf allen Gliedern der Finger und Zehen besaßen haben, und in der That findet sich eine solche bei allen lebenden Affen der Alten und Neuen Welt. Nur bei einem Ravian im Londoner Zoologischen Garten hat Kidd zwar auf allen Gliedern der Zehen Haare gefunden, aber keine oder nur sehr wenige auf den End- und Mittelgliedern der Finger. Von den wenigen menschenähnlichen Affen, die der Forscher untersuchen konnte, besaßen ein Schimpanse und ein noch ganz junger Orang-Ulang Haare auf allen Gliedern der Zehen und Finger, jedoch waren sie an den beiden Endgliedern der Finger abgerieben und spärlich. Es ist durchaus einleuchtend, daß bei verändertem Gebrauch der Gliedmaßen, der schon bei den höheren Affen und ganz besonders beim Menschen Platz griff, die Behaarung der Fingerglieder leidet, indem die Haare allmählich abgerieben werden. Aus dieser Erwägung heraus wird es auch verständlich, daß beim Menschen gerade die beiden Endglieder keine Haare besitzen, weil sie der Reibung am meisten ansgesetzt sind, während die untersten Glieder der Finger einer häufigen Reibung nicht unterliegen, also ihre Haare behalten haben. —

Archäologisches.

— Die Stele des Königs Rufas von Chaldia ist kürzlich vom Berliner Museum erworben worden. Der König berichtet, nach der „Nat. Ztg.“, auf diesem Gedenkstein ausführlich über die von ihm vorgenommene Neugründung von Van, der Hauptstadt seines Reiches. Durch die assyrischen und chaldäischen (altarmenischen) Keilschriften ist erwiesen, daß das Chalderreich von Van unter König Sardan III. im 750 v. Chr. seine größte Ausdehnung gewann und dem benachbarten assyrischen Reich bei weitem überlegen war. Eine erhebliche Verringerung aber trat ein mit der Thronbesteigung Tiglatpileasers III. von Assyrien, jenes aus der Bibel bekannten, kraftvollen Herrschers, welcher 735 v. Chr. den König Sardan III. bestiegte und in seiner Hauptstadt Nuspa (das ist das heutige Van) belagerte. Die Felsenburg dieser Stadt, auf die sich der König stützte, vermochten die Assyrer allerdings nicht einzunehmen, wohl aber zerstörten sie die Stadt selbst von Grund aus. Nach Abzug des assyrischen Heeres begann der Chalderkönig seine Hauptstadt wieder aufzubauen; dies geschah aber nicht an derselben Stelle, sondern einige Kilometer nordöstlich davon am Fuße des

Toprakaleh-Felsens. Um hier eine Ansiedelung der Bevölkerung zu ermöglichen, war es vor allem notwendig, Bewässerungsanlagen zu schaffen, um die Felsen beriefeln zu können. Zu diesem Zweck legte Nusas I., Sardurs Sohn, im Hochgebirge östlich von der Stadt Van einen imposanten Stau-See an, dessen Wasserapazität noch heute, nach mehr als 2600 Jahren, weit über 60 Millionen Kubikmeter beträgt. Den durch Schlenfen regulierbaren Abfluß dieses Sees leitete er auf die Felsen und Gärten der im wesentlichen von ihm ausgebauten neuen Hauptstadt. Zu ihrem Schutze erbaute er auf dem Toprakaleh-Felsen eine gewaltige Burg, in der sich nicht nur der Königspalast, sondern auch der Haupttempel des Gottes Chaldis erhob. Den See nannte er Nusairu, das heißt Nusassee, er besteht und funktioniert noch heut, heißt aber jetzt Neschis-Göll (Priestersee). Die von ihm gegründete Stadt nannte er Nusachina (Nusastadt), das ist die noch heute in Wüste stehende Gartenstadt Van. Zum ewigen Gedächtnis an alle diese großartigen Anlagen errichtete er den jetzt vom Museum erworbenen Gedenkstein im Grunde einer tiefen Schlucht, unweit des Nusasiees. Dort wurde die Stele 1891 von Dr. Waldemar Beld auf seiner ersten armenischen Reise entdeckt. Der Stein war von den Bewohnern umgestürzt worden; die Leute wollten dort unter dem Sockel nach einem von ihnen vermittelten Goldstück graben. Um den für die wissenschaftliche Forschung so wichtigen Stein zu retten, entschloß sich Dr. Beld, die Stele trotz ihrer gewaltigen Schwere über die wegeelosen Hochgebirge nach Europa überzuführen, was ihm unter Aufwendung großer Kosten geglückt ist. Der Stein enthält genaue Angaben über die Anlage des Nusasiees, die Erbauung des Palastes auf dem Toprakaleh-Felsen, die Anlage der Nusastadt, ihrer Felsen, Gärten, Gaine und Bewässerungsanlagen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber den Anbau der Eiche wird in der „Landwirtschaftlichen Zeilage der Köln. Volksztg.“ geschrieben: Nach Beobachtungen, die in neuester Zeit in Deutschland, namentlich im Taunus und Schwarzwald, in der Mark, in Pommern und Mecklenburg gemacht sind, ist die Traubeneiche in Bezug auf Schattenverträglichkeit und geringere Ansprüche an den Wachstumsraum besser veranlagt als die Stieleiche. Dies zeigt sich durch das Verhalten beider Eichen als Mißholz mit Buchen. Letztere Holzart ist es ja gerade, auf der die Zukunft der Eiche vornehmlich beruht. Denn reine Eichenwäldungen sind zur Erziehung von Stammholz auf die Dauer nicht wohl geeignet, und die Mischung mit der Nadel- und Hainbuche sagt der Eiche weit besser zu, als der Unterbau von Fichten oder Tannen. Die Stieleiche gehört nun als Mißholz nicht in den Buchenhochwald, vielmehr ist bei der Bestandesbegründung von vornherein darauf Bedacht zu nehmen, daß sie demnächst den Hauptbestand zu bilden hat und die Buche nur als beiständige Holzart in Betracht kommt. Es ist also für gleichmäßige und reichliche Einsprengung der Stieleiche und rechtzeitige forgesetzte Ausstriebe aller vor- und mitwüchsigter Buchen zu sorgen, so daß auf Erziehung von Buchenstammholz verzichtet wird. Die natürliche Veranlagung der Traubeneiche dagegen weist auf die Vergesellschaftung mit der Buche hin, und die große Verträglichkeit beider gestattet, das Maß der Einsprengung willkürlich zu bestimmen. Neben der Traubeneiche darf auch die Buche in demselben Bestande Hauptzweck bleiben. Beide Holzarten bei ihrer großen Duldsamkeit gegen einander vermögen im engen Verein sehr wohl die höchsten Nuzwerte zu erreichen, und darum gehört die Traubeneiche als Mißholz in den Buchenhochwald. — Bei Erziehung der Stieleiche, deren schließlich Erfolg reiner Eichenbestand mit Buchenunterholz ist, sind das Schattenbedürfnis der Buchen in den ersten Lebensjahren und das vergleichsweise geringe Schattenverträglichkeit jugendlicher Eichen Gegenstände, deren Ausgleichung der Forstwirt nicht immer ganz leicht herbeiführen wird. Schließlich beachte man, daß durch Erziehung schwachen oder anderweit mangelhaften Eichenholzes vielfach gesündigt wird. Nur dort sollten Eichen gebaut werden, wo die Standortverhältnisse die Entwicklung zu hohen Nuzwerten vollkommen sichern. Selbst aus Eitelkeit wird in dieser Beziehung gefehlt. Wie oft sieht man Eichen, die den Eindruck jugendlicher Größe machen, an deren Stelle Kiefer, Fichte, Kiefer, Silberahorn, oft auch die Lärche hochwüchsige sein würden! —

Meteorologisches.

— Die meteorologischen Veränderungen infolge einer Sonnenfinsternis. Schon bei fast allen früheren Sonnenfinsternissen des vergangenen Jahrhunderts wurden Beobachtungen des Thermometers und Barometers angestellt, aber Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung konnten daraus niemals abgeleitet werden. Dies ist jetzt zum erstenmal, schreibt die „Köln. Zeitung“, bei der am 28. Mai 1900 eingetretenen Finsternis dem amerikanischen Meteorologen Helm Clayton gelungen, und die von ihm erhaltenen Ergebnisse sind von größter wissenschaftlicher Bedeutung. Er benutzte zu seiner Untersuchung die zahlreichen in Nordamerika angestellten Beobachtungen und entwarf auf Grund derselben Karten, welche die Wind- und Temperaturverhältnisse sowie die Luftdruckveränderungen für die Zeit 8 Uhr 15 Minuten und 9 Uhr des 75. Meridians darstellen. Aus denselben ergibt sich, daß sich infolge der Finsternis eine Cyclone mit kaltem Centrum gebildet

hat, die den Mondschatten über der Erdoberfläche mit einer Geschwindigkeit von 3200 Kilometer in der Stunde begleitete. Die Temperaturdepression infolge der Sonnenfinsternis zeigt sich auf der für 9 Uhr geltenden Karte als ovale Fläche, in deren Centrum die Temperaturerniedrigung 4,4 Grad Celsius betrug und die Fläche der größten Kälte lag etwa 300 Kilometer hinter dem Kern des Schattens. Die Temperaturerniedrigung wirkt als Hauptursache zur Erzeugung der Cyclone, und diese mußte, um mit dem Schatten gleichen Schritt zu halten, sich daher fortwährend im Schatten neu bilden und hinter ihm fast sogleich wieder auflösen, so daß die Bewegung Ähnlichkeit mit einer Wellenbewegung hat. Um die eigentliche Cyclone, außerhalb des Halbschattens, zeigt sich ein Ring hohen Luftdrucks mit nach auswärts gerichteten Winden in einer Entfernung vom Centrum, die 2400 bis 3200 Kilometer beträgt. Die Thatfache, daß lediglich infolge der kurzen Temperatur-Erniedrigung bei einer Sonnenfinsternis eine gut ausgebildete Cyclone entstehen kann, die den Schatten des Mondes begleitet, ist eine wichtige meteorologische Entdeckung, und Helm Clayton zieht daraus noch einen weiteren Schluß. Die tägliche Temperaturschwankung mit höchster Wärme am Tage und geringster bei Nacht muß in ähnlicher Weise die Bildung von Cyclonen begünstigen, eine nahe um die Zeit der geringsten, die andre um die Zeit der höchsten Tageswärme, beide durch höheren Luftdruck von einander getrennt. Dieser Vorgang ist nach dem amerikanischen Meteorologen geeignet, die tägliche doppelte Periode der Luftdruckschwankungen zu erklären, derenursächliche Deutung den Meteorologen bis jetzt noch nicht einwurfsfrei gelungen war. Erwähnt mag indessen werden, daß ein norwegischer Forscher, Axel S. Steen, schon 1891 aus einer Untersuchung der Beobachtungen während der Sonnenfinsternis vom 29. August 1836 zu dem Ergebnisse kam, daß durch dieselbe eine barometrische Doppelwelle erzeugt werde, analog der Kurve, welche die tägliche Periode des Luftdrucks zeigt. —

Humoristisches.

— Seine Mache: Cafétier (zum Kellner): Was hat das Pärchen dort in der dämmerigen Ecke bis jetzt verzehrt?
Kellner: Nichts als zwei Tassen Kaffee.
Cafétier: Während des ganzen Nachmittags? — Gleich drehen Sie mal das Elektrische dort an. —
— Ohne viele Worte. Winks hat eine verrückte Art seine Worte zu sparen: hast Du gehört, wie er um seine Verlobte geworden hat?
„Nein.“
„Er hielt einen Verlobungsring vor die Augen seiner Erkorenen und machte ‚He?‘ — Sie antwortete ihm durch ein lakonisches Kopfschütteln.“ —
(„Jugend“.)

Notizen.

— Leo Tolstoj hat trotz seines angegriffenen Gesundheitszustandes ein neues Werk „Das einzige Mittel“, eine philosophisch-ökonomische Abhandlung, geschrieben. —
— Gabriele d'Annunzio's Drama „Gloria“ erzielte bei der Erstaufführung im Neuen Sommer-Theater zu Breslau einen durchschlagenden Erfolg. —
— Die „Ueberbrettelei“: ein — Hausier-gewerbel Das von Dr. S. Ewers geleitete „Ueberbrett“-Unternehmen ist gegenwärtig auf einer Tournee durch die Schweiz begriffen. Auch dem thurgauischen Kantons-Hauptort Frauenfeld war ein Besuch zugebracht. Doch kam es nicht dazu, weil die Polizei mit dem § 6 des thurgauischen Hausiergesetzes gegen das Ueberbrett zu Felde zog, die Lösung eines Hausierpatentes verlangte und dem „Ueberbrett“ jedwede künstlerische Qualität schlechtweg abgesprochen wurde. — Herr Dr. Ewers soll die Verhandlungen sehr „indigniert“ abgebrochen haben. —
— „Thranen des Glücks“, ein Lustspiel von Fedor v. Bobeltzig wurde bei der Erstaufführung im Breslauer Neuen Sommer-Theater beifällig aufgenommen. —
— Das Münchener Prinzregenten-Theater wird am 21. August mit Wagner's „Meistersinger“ eröffnet werden. —
— Im deutschen Buchgewerbehaus in Leipzig ist eine Ausstellung von Nachbildungen merkwürdiger und seltener Bucheinbände aus alter und neuer Zeit veranstaltet. Die Ausstellung giebt einen Ueberblick über die Geschichte des Bucheinbände an der Hand von Kopien. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 18. August.